



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

8)

Roman von D. Elſter.

Mit welchen frohen, stolzen Hoffnungen war Milly vor faſt einem Jahre von Hennigerode abgereiſt. In welcher ſonnigem, goldigem Glanz ſah ſie die Zukunft, die Welt vor ſich liegen. Wie ſchön hatte ſie ſich die Rückkehr in die Heimath als ruhmgekrönte Künſtlerin ausgemalt. Und jetzt? — Als unbekante Pianistin, als mühselig um ihr Leben kämpfende Muſiklehrerin kehrte ſie heim und mußte ſich ſelbſt geſehen, daß ſie, um dieſes Lebensloos zu ziehen, ihre Heimath, ihr Elternhaus nicht hätte zu verlaſſen brauchen. Und wie häßlich hatte ſich ihr die Welt des Ruhmes, die Welt der Kunſt entſchleiert! Sie ſchauderte bei dem Gedanken an all das Demüthigende, das Erniedrigende, welches ſie im Laufe dieſes Jahres hatte ſehen und erleben müſſen. Ihr Stolz war dadurch aber nur noch mehr gehoben und erſtarkt. Sie wenigſtens wollte nicht von den Idealen der Kunſt und des Lebens ablaſſen; ſie wenigſtens wollte nur ihrer eigenen Kraſt und Thätigkeit ihre Stellung in der Welt verdanken.

Während Milly in Gedanken verſunken daſaß, ſchaute Jenny Bölkerding mit neugierigen Augen auf die grüne Bergkette, welche ſich an der linken Seite der Bahn erhob, indeß an der rechten Seite das Gelände allgemach in eine weite, ſonnenüberſtrahlte, mit vielen Dörfern und Weilern bedeckte Ebene überging. Jenny's Heimath lag in Ostpreußen. Sie hatte noch niemals einen Berg geſehen und vermochte ſich von einem zuſammenhängenden Gebirge kaum eine klare Vorſtellung zu machen. Um ſo begieriger war ſie, die bergige Heimath Milly's kennen zu lernen. Aber ihr praktiſcher Sinn verband mit dem Gedanken an die Schönheit der Berge zugleich einen praktiſchen Zweck.

„Iſt in Hennigerode nicht ein Sommertheater, Milly?“ fragte ſie plötzlich.

Milly ſchrak aus ihren Gedanken empor. „Ich weiß es nicht, Jenny,“ entgegnete ſie zerſtreut. „Zuweilen ſpielt dort des Sommers eine fahrende Geſellſchaft — aber nicht immer. Ob ſie dieſen Sommer nun wieder da iſt, weiß ich wirklich nicht.“

„Aber Hennigerode iſt doch ein beſuchter Sommeraufenthalt für die Berliner und andere Großſtädter?“

„Gewiß. Ich erinnere mich, daß die Zahl der Sommerfremden oft die Dreitauſend überſchritt.“

„Ei, dreitauſend, Milly — da iſt etwas zu machen.“

„Etwas zu machen? — Wie meinteſt Du das?“

„Da ſieht man wieder die unpraktiſche Schwärmerin,“ lachte die kleine Sängerin. „Du haſt doch gewiß Bekannte in der Stadt, die ſich für Muſik intereſſiren und zugleich in dem Komitee oder der Fremdenkommiſſion oder wie das ſonſt heißt, ſitzen.“

„Ja, der Rechtsanwalt Doktor Hartung iſt Vorſitzender des Komitees.“

„Nun ſiehſt Du! Der muß ein Konzert arrangiren, in dem wir auftreten, Du als Pianistin, ich als Sängerin.“

Milly ſenkte das Haupt. Der Gedanke gefiel ihr, aber ſie war doch zweifelhaft, ob er ausführbar war.

„Wenn das Konzert nur beſucht wird,“ meinte ſie zögernd.

„Närrchen, glaubſt Du, die tauſend Fremde, die ſich in Deinem Heimathsnest verbergen, langweilten ſich nicht ſtäglich und würden eine ſolche Zerſtreuung nicht mit Vergnügen begrüßen? Und dann die Reklame! Ich ſehe ſchon die Zettel an den Anſchlagsſäulen: Großes Konzert von Fräulein Jenny Bölkerding, Koloratur-Sängerin aus Berlin, und Fräulein Emilie Sander, Pianistin und Lehrerin am Kgl. Konſervatorium zu Berlin . . .“

„Aber ich bin ja noch Schülerin!“

„Schadet nichts. Klappern gehört zum Handwerk. In einer Randbemerkung wird dann darauf hingewieſen, daß Du ein Kind Hennigerodes biſt. Du ſollſt einmal ſehen, wie erhalten einen ausverkauften Saal und machen ein famoſes Geſchäft. Wenn Du mich mit Doktor Hartung bekannt machen wiſt, werde ich Alles beſorgen. Iſt der Doktor alt oder jung?“

„Ja, Anfang der Dreißiger.“

„Ach, um ſo beſſer,“ meinte Jenny lächelnd und ordnete in ſofortiger Weiſe ihre ſchwarzblonden Stirnlöcher. Dann trällerte ſie ein luſtiges Liedchen und blickte in ſchönen Hoffnungen verſunken erwartungsvoll dem Städtchen und Schloß Hennigerode entgegen, denen ſie ſich jetzt mehr und mehr näherten.

Mit ſchrillem Pfiff, ſchnaubend und leuchtend, fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein. Die Coupeführer wurden aufgeriſſen, die Schaffner und Gepäckträger eilten hin und her, die Reiſenden ſuchten nach ihrem Gepäck, nach Hotelbedienten, nach ihren Angehörigen; Umarmungen, frohe Begrüßungen, Lachen und fröhliche Ruſe; helle, duftige Sommerkleider, bunte Sonnenschirme, blumengeſchmückte Hüte, Kinder in weißen Röckchen, Knaben in phantaſtiſchen Sommeraufenthalts-Anzügen, Herren in weißen, luſtigen Jacketts und Mützen von den ſonderbarſten Formen, das Alles wirbelte durcheinander, daß Jenny Bölkerding meinte, in einem Weltbade zu ſein, und für ihren Plan die weitſtiegendſten Hoffnungen ſahte.

„Hurrah! Hurrah! Hier iſt ſie — Milly — Papa, Mama — hier iſt ſie!“ riefen jauchzend zwei Knaben und im nächſten Augenblicke fühlte ſich Milly von den hoffnungsvollen Brüdern und Obertertianern Ernst und Waldemar ſtürmiſch umarmt.

Gleichend in der Aufregung des Wiederſehens und von der Hitze des Sommertages drängte ſich die Frau Rätin durch die Menge, gefolgt von ihrem Gatten und Werner Steinmann und Grete. Und dann ging es an ein Umarmen, Küſſen, Handſchütteln, als ob es nie ein Ende nehmen ſollte. Jenny Bölkerding ſtand daneben, als ob ſie vollſtändig vergeſſen ſei. Ein etwas mokantes Lächeln ſchwebte auf ihrem pikanten Geſichtchen und ſie rümpfte das fecke Näschen, als ein elegant gekleideter Herr mit einem großen, prachtvollen Blumenbouquet

sich durch die Menge drängte, sich tief vor Milly verbeugte und ihr den Blumenkranz überreichend sprach: „Die Heimath grüßt die zurückgekehrte, gottbegnadete Künstlerin.“

„Ah, Herr Doktor Hartung — die herrlichen Blumen — meinen herzlichsten Dank . . .“

Milly streckte ihm die schmale, feine Rechte entgegen, die der Ueberbringer der Blumen ehrerbietig an die Lippen zog.

Jenny betrachtete den Herrn aufmerksam. Also das war Doktor Hartung, der Protektor Millys, der Bruder der würdigen Frau Rautmann und Vorsitzender des Kurkomitees in Hennigerode! Mit dem geschulten Blick der Großstädtin erkannte Jenny sofort, daß Doktor Hartung der geeignete Mann war, ihren Plänen zu dienen. Jetzt verstand sie auch den Stolz und die Wichtigkeit, mit denen Frau Rautmann von ihrem Bruder, dem Rechtsanwalt und fürstlich Hennigeröbischen Notar, zu sprechen pflegte.

Endlich erinnerte sich Milly der Freundin und stellte sie den Verwandten und dem Doktor Hartung vor. Dieser überflog mit einem raschen, forschenden Blick die zierliche Gestalt Jennys, die in dem fetzen Reiseanzuge, das leichte Hütchen led auf die blonden Locken gedrückt, allerliebste und äußerst pitant aus sah. Freilich gegenüber der schlanken, edlen Erscheinung Millys nahm sie sich aus, wie ein niedliches Waldblümchen gegenüber einer herrlichen Lilie, deren Bild edle und erhabene Empfindungen in unserer Seele erweckt. Aber Doktor Hartung liebte den Duft der niedlichen Waldblume mehr, als die stolze Keuschheit der Lilie.

„Gnädiges Fräulein sind Sängerin?“ fragte er.

„Ja, Herr Doktor. Ich möchte wenigstens eine werden,“ entgegnete Jenny led und lachte ihn mit ihren weißen Zähnen an.

Ein Schmunzeln umspielte die Lippen Hartungs. Das war Großstadtkluft!

„Konzert- oder Theaterfängerin?“ fragte er leiser.

„Wie es kommt, Herr Doktor . . .“

„Aha,“ dachte Hartung, „sie weiß die Gelegenheit praktisch zu erfassen.“

Der Ausbruch der kleinen Gesellschaft unterbrach ihr Gespräch. Werner Steinmann und die beiden hoffnungsvollen Obertertianer hatten sich mit dem Gepäck Millys und Jennys beladen und trabten voraus. Milly ging zwischen ihren Eltern, die von Stolz und Nührung erfüllt waren, während Grete mit der Handtasche der Schwester folgte und Doktor Hartung und Jenny den Schluß bildeten.

Der Doktor beobachtete die kleine zierliche Sängerin von der Seite. Jenny schritt so led einher, setzte die Füßchen in den gelben Knopfstiefelchen so sicher und graziös auf, während ein kleines malitioses Lächeln um ihre Lippen spielte, daß den für solche pitante Damenercheinungen sehr empfindlichen Rechtsanwalt und fürstlich Hennigeröbischen Notar ein angenehmes Schaudern und Brickeln durchrieselte. Er suchte nach einem Anknüpfungspunkt des Gesprächs, aber Alles, was ihm einfiel, erschien ihm nicht geistreich genug. Da überhob ihn Jenny selbst der Mühe.

„Ich sehe, es sind sehr viele Fremde hier, Herr Doktor,“ sagte sie lächelnd zu ihm aufblickend.

„Gewiß, — schon über achthundert.“

„Ah, da ist gewiß ein interessantes Leben! Soireen, Bälle, Konzerte, Theater — wie das so in den Bädern Sitte ist.“

„Ach, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete er etwas kleinlaut, „von alle diesen Veranstaltungen ist hier nichts zu finden. Wir leben nur der Natur. Das kleine Sommertheater, das sich seit einem Monat hier aufgethan hat, ist stets leer, obgleich die Leute gar nicht so schlecht spielen.“

„Wie, Sie haben hier nicht einmal Konzerte?“

„Wir erheben keine Kuttaxe, daher können wir keine bedeutenden Kräfte engagiren.“

„Hm“ — Jenny rümpfte das feste Näschen — „wenn das Konzert z. B. zu einem wohlthätigen Zweck abgehalten würde, fänden sich gewiß Künstler, welche ihre Mitwirkung auch ohne hohes Honorar zur Verfügung stellten. Ich z. B. — und Milly Sander . . .“

„Gnädiges Fräulein, Sie bringen mich da auf eine brillante Idee,“ rief Doktor Hartung lebhaft. „In einigen Tagen feiern wir den Geburtstag des Fürsten — Seine Durchlaucht werden selbst zugegen sein — wie wäre es, wenn wir an jenem Tage ein Konzert arrangiren? Die Fürstliche Kapelle — Sie als Sängerin, Fräulein Sander als Pianistin . . . famos — ganz famos!“

Jenny erröthete in dem Gedanken an das Konzert vor innerer Erregung. Aber sie bezwang diese und entgegnete äußerlich ruhig: „Ich kann nichts versprechen, Herr Doktor — ich bin etwas abgelenkt und wollte mich hier erholen. Und dann weiß ich nicht, ob meine Kräfte ausreichen . . .“

„Ohne alle Frage, mein Fräulein — ohne alle Frage! Ich werde das Konzert vorbereiten — ich werde gleich einmal mit Fräulein Sander sprechen . . .“

„Thun Sie das lieber heute noch nicht, Herr Doktor. Sie sehen, Milly ist ganz in wehmüthige Heimathserinnerungen versunken, sie möchte Ihnen eine ablehnende Antwort ertheilen.“

„Sie haben Recht. Aber auf Sie kann ich doch rechnen, mein Fräulein?“

„Ich stelle Ihnen meine schwachen Kräfte gern zur Verfügung.“

„Ah, besten Dank!“

„Und was Milly anbetrifft, so werde ich mit ihr sprechen und Ihnen den Weg ebnen.“

„Ja, ja, das wird das Beste sein — und, mein Fräulein, wann darf ich Sie wiedersehen? Aber — ich bitte, gnädiges Fräulein, mir es nicht übel zu nehmen — darf ich Sie vielleicht morgen früh auf der Promenade erwarten?“

„Ich bin hier noch nicht bekannt,“ entgegnete Jenny zögernd.

„Oh, Sie können den Weg nicht verfehlen. Verfolgen Sie nur diese Allee, dann kommen Sie an das alte Thor, welches die Hauptstraße der Stadt abschließt. Von dort aus erstreckt sich die Promenade in den Wald hinein zur „Waldbühne“ . . . ein lauschiges Plätzchen. Darf ich Sie erwarten?“

Ihre Blicke begegneten sich. In den klugen Augen des Rechtsanwalts bligte es heimlich auf, als wollte er sagen, wir haben noch mehr mit einander zu sprechen und ich weiß, daß Sie, mein Fräulein, an einer einsamen Waldpromenade gerade kein Mißfallen finden. Jenny erwiderte den forschenden Blick seiner Augen mit verständnißvollem Lächeln. Dann fragte sie: „Um welche Uhr pflegen Sie auf der Promenade zu sein, Herr Doktor?“

„Sagen wir um zehn Uhr — wenn es Ihnen paßt . . .“

„— Oh mir —?! Ich richte mich nach Ihnen.“

„Also um zehn Uhr?“

Sie nickte. Er ergriff ihre Hand und führte sie in ehrerbietigem Dank an die Lippen. Dann verabschiedete er sich von der Gesellschaft und eilte in die Stadt zurück. Milly war von den Jhrigen so in Anspruch genommen, daß sie die Unterhaltung Doktor Hartungs mit Jenny überhaupt nicht bemerkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Moderne Biergläser.

Von A. Plehn = Berlin.

Wie die graue Monotonie des Winters eine treffliche Folie für die heiteren Farben des Frühlings ist, an denen sich hungriige Augen nach so langem Darben doppelt erfreuen, so ergötzt uns die Kleinkunst mit ihren Geräthen zu Schmuck und Gebrauch durch die neuermachte Lust am Kolorismus am meisten an den Stellen, die früher in dieser Beziehung am auffälligsten zu kurz kamen.

Unter allen Materialien ist vielleicht keines, an dem diese Stilmwandlung so deutlich zu Tage tritt, als bei den Biergläsern. Dachten wir vor Kurzem noch an den Begriff „Glas“, so verbinden wir damit die Vorstellung von einem Ding, das seine Körperlichkeit zu verbergen, gleichsam zu verneinen scheint, das erst von seinem Inhalt Farbe empfängt und dadurch den Augen auffällig wird. Der Gebrauch mehrerer Jahrhunderte hatte uns an diese Vorstellung gewöhnt, und war das Glas dennoch einmal farbig, so wurde das, als die Ausnahme, besonders erwähnt.

Deute aber stellt sich dem farblos Durchsichtigen das bunt Schimmernde entgegen, etwas, das selbst Körper und Fülle hat, was sich nicht damit zufrieden giebt, nur der Vermittler fremder Eigenschaften zu sein, sondern die eigenen Kräfte zur Geltung bringen will. Der Farbenjubiläum, der als mächtiges Leitmotiv durch die neue Bewegung der angewandten Kunst geht, er hat auch das Glas ergriffen, und staunend stehen wir vor den neuen Gebilden, wie Kinder am Weihnachtsabend, denen die Wirklichkeit wie Traum und Märchen erscheinen will.

Und doch ist es nur eine Rückkehr zu altem Brauch, was uns so neu scheinen will, denn seit der Erfindung des Glases das ganze Alterthum hindurch, ja bis vor zwei Jahrhunderten war das Bierglas farbig und wenig durchscheinend. Der Stolz Venedigs, seine „gestrichten Gläser“, verdanken neben der virtuosenhaften Ausbildung der Form dem farbigen Reiz ihren Welttrium. Aber auch in Deutschland sorgte man, wenn man schon ungefärbtes Glas verwendete, durch Emailmalerei für einen dem Auge schmeichelnden Zierrath, bis dann die Laune, die immer Neues will, das böhmische, farblose Glas auf den Thron erhob, das nun durch fleckenlose Reinheit und künstlichen Schliff zu ersetzen sucht, was es durch Aufgabe der Farbe verloren hatte. Zur höchsten Tugend wurde die Eigenschaft der Lichtdurchlässigkeit, während man ehemals das Material oft künstlich völlig undurchsichtig gemacht hatte, wie z. B. bei den Chinesen das Material dem Porzellan ähnlich erscheint und häufig eine bernsteingelbe Farbe hat. Zum Ersatz für Edelsteine diente auch den Römern das damals so hochgeschätzte und bezahlte Glas.

Und an Edelsteine erinnern die Gefäße, die Emil Gallé aus Nancy seit Kurzem in kunstgewerblichen Ausstellungen bewundern läßt. Freilich sind diese kleinen Wunderwerke von jenen chinesischen Alterthümern so verschieden wie die Technik der vorchristlichen Zeit von derjenigen unseres raffinierten Jahrhunderts. Die vielfachen technischen Verfahren, die zu solchen Resultaten führten, können auch dem Fachmann Räthsel aufgeben. Diese Blumen oder Blattgewinde, die sich über die Oberflächen dieser Vasen und Schalen schlingen, sind mit so spielender Willkür bald mit dem Grunde verschmolzen, bald erhaben aufliegend gebildet, daß es unbegreiflich erscheint, wie es möglich war, die verschiedenfarbigen Glaspasten so zu einem Ganzen zu vereinigen, wobei doch jede sich der planvoll vorgeschriebenen Aufgabe fügt. Das Prinzip des Ueberfangglases ist hier zu seiner denkbar höchsten Ausbildung geführt. Durch Ausschleifen und Reiben entfernt man dann Theile der deckenden Schicht, bald vollständig, bald theilweise, sodaß der Grund hier ganz verdeckt ist, dort völlig hervortritt oder durchscheinend die Farbe des aufliegenden Blumenblattes beeinflußt.

Aber technische Geschicklichkeit ist es nicht hauptsächlich, die den Werth der Gallé-Gläser ausmacht. Wenn der Künstler ihrer Eigenart nicht anders gerecht werden zu können meint, als indem er jedem einzelnen Stück ein Motto aus einem Irtischen Dichter beifügt, so mag daran wohl ein Halbes nach Effekt beteiligt sein, ein feines dichterisches Empfinden hat aber thatsächlich die Formen und den Schmuck, die Linienführung und die Farbengebung beeinflußt. Die diskrete Abwägung des Zierrates, die die französische Kunst dem Japanismus abgelauscht hat, und das Feingefühl der Zurückhaltung selbst bei süßen

Farbenzusammenstellungen wird sehr bezeichnend durch Balmores Vers ausgedrückt: „Parle-moi doucement; sans voix parle à mon ame.“ Dies Motto ist für eine Vase gewählt, es könnte für alle gelten.

Mehr den gewohnten Charakter des Glases wahrt Karl Köpping seinen Blumengläsern, mit denen er, der bekannte Berliner Radirer, vor etwas Jahresfrist zu Aller Erlaumen hervortrat. Nicht nur, daß ein Künstler die Beschäftigung mit dem Handwerk sich auserlof, fiel auf — das hatte man auch damals schon hin und wieder erlebt und hat es seitdem sich immer häufiger wiederholen sehen —, sondern diese Schmuckgefäße selbst wichen so völlig von Allem ab, was man bis dahin kannte, daß man darin Anzeichen eines sich vorbereitenden neuen Stils verspüren mußte. Gleich natürlich sprießenden Blumen standen sie da, Tulpen und Glockenformen, die sich auf geschmeidigem Stengel aufrichten, als ob sie den Thau des Morgens in ihrem Kelch auffangen wollten, leicht geschwungene, schmale Blätter lehnen sich zur Seite, und jede Form kommt dem Naturgebilde so nahe, daß man unwillkürlich die Hand danach ausstrecken möchte, sie zu pflücken. Nur daß die Farbe so zart, fast traumhaft ist, erinnert uns zur rechten Zeit, daß dies keine wirklichen Lilien und Tulpen sind, und daß wir keinen Strauß davon winden und keinen Luft von ihnen erwarten dürfen. Durch die zart-vornehme Tönung ist überall der Charakter des Durchscheinend-Glasartigen gewahrt, und ein Hauptreiz, bestehend grade in dem harmonischen Verschmelzen der Farbe mit dem Flimmern des Lichts auf der bald blanken, bald matten Oberfläche. Daß diese Märchenblüthen nicht für profanen Tagesgebrauch bestimmt sind, daß die einzige Nahrung, die sie freudigen können, der Phantasie und dem Schönheitsfuss zu Theil wird, muß es noch ausdrücklich betont werden? Wolte eine vorwichtige Hand sie dennoch mißbrauchen, es würde nur zu bald offenbar werden, daß der alte Spruch, der Glück und Glas gleich vergänglich nennt, viel tiefere Wahrheit enthält, als die robuste Natur unserer Gebrauchswaare, die durch Generationen vererbt wird, erkennen läßt.

Der epochemachenden Idee hat sich geschäftig alsbald die Spekulation bemächtigt, und so sehen wir neuerdings fabrikmäßig hergestellte Blumengebilde, die den geseligen Musterstich, der Köppings Gläsern zur Seite steht, zwar respektieren mußten, die aber deren Grundgedanken, die realistische Nachbildung der Naturform, plump genug ausnutzen, in Form und Farbe Zerbilder eines freisinnigen Künstlergedankens. Ihr einziges Verdienst mögen sie in ihrem niedrigen Preise erblicken, aber selbst die echten Biergläser, verglichen mit ausländischen Erzeugnissen des Kunstgewerbes, sind mit sehr mäßigem Geldopfer zu erwerben.

Am höchsten Stelle in dieser Beziehung dürften die Vasen der „Tiffany Glass and Decorating Company“ in New-York stehen. Wenigstens gehören amerikanische Vorstellungen dazu, um den Erwerb eines glänzenden Dekorationsstücks von geringer Größe für fast tausend Mark zu den billigen Lebensansprüchen zu rechnen.

Und doch hat auch ein solcher Besitz etwas höchst Begehrtes. Laßen die hervorragenden neuen, dekorativen Eigenschaften der deutschen Gläser besonders in der Form und zeigten die französischen neben dem farbigen Reiz der Dekorirung die entschiedene Neigung, bestimmte Naturvorbilder für den Schmuck zu verwenden, so wirken die amerikanischen Vasen fast ausschließlich durch Betonung des koloristischen Prinzips. Die Gefäßformen zeichnen sich nicht wesentlich vor früher gesehenen aus, aber sie schimmern in einem bunten, träumerischen Glanze, als wenn die prächtigsten Seifenblasen dafür als Vorbild gedient hätten. Alles, was man bei uns unter dem Namen „irrisirendes Glas“ bisher gesehen hat, wird von der Intensität und der Mannigfaltigkeit dieser Farbenspiele weit übertroffen. Das funkelt und strahlt wie in dem Märchen aus Tausend und eine Nacht, und bietet, von verschiedenen Standpunkten betrachtet, einen immer wechselnden Anblick! Hin und wieder wird auch ein Naturmotiv als Anregung für den Schmuck verwendet, aber dieses bietet dann immer nur gleichsam den Vorwand, um verschiedene Farbengegenätze zu Wort kommen zu lassen.

In einem Punkt gleichen sich die im ganzen Charakter so verschiedenen Biergläser aber dennoch: sie sind Alle nur für den Schmuck, nicht für den Gebrauch bestimmt. Sind auch Tiffany's Erzeugnisse ebenso wie die von Gallé nicht so zerbrechlich wie die garten Blumengebilde unseres Landmannes, so haben doch auch sie keine andere Aufgabe als die, ihre eigene Schönheit zur Geltung zu bringen. Abgesehen davon, daß die Formen

sie zur Aufnahme von Blumensträußen meist nicht geeignet erscheinen lassen, steht auch ihr lebhaftes und doch feines Farbenspiel solchem Zweck im Wege. Wer sich an lebendigen Blumen erfreuen will, der darf ihnen nicht in dem Gefäß, das sie aufnimmt, so erfolgreiche Konkurrenten geben. Die Absicht, Gebrauchsgegenstände herzustellen, hat auch ihren Urheber wohl fern gelegen. Sie wandten sich absichtlich Aufgaben zu, die ihnen ein gänzlich unbeschränktes Bewegungsgebiet gewährten, wo keine unbequeme Rücksicht auf praktische Anforderungen des Gebrauches sich der schweifenden Künstlerlaune hemmend in den Weg stellt. Der einzige Gelehrte, dem er sich hier zu fügen hat, ist der Stoff, in dem er arbeitet, und der je nach den verschiedenen Graden seiner Schmiegsamkeit, nach seinen Härte- und Strukturverhältnissen den maßgebendsten Einfluß auf die Gestaltung des Schmuckwerkes und namentlich auf den Grad der Naturtreue in der Nachahmung der gewählten Naturvorbilder ausübt.

Mit ihrem praktischen Sinn für die Bedürfnisse des täglichen Lebens haben es bisher die Engländer am besten verstanden, für das Gebrauchsgeräth neue, geschmackvolle Formen zu finden, die die gefährliche Probe der Verwendbarkeit mit Glück bestehen. Zugleich weiß ihre Industrie auch vielen dieser Gegenstände durch niedrige Preise den Weg in die breiten Massen zu ebnen. An dieser Stelle möchte ich auf die hübschen — gleich jenen altchinesischen — bernsteingelb gefärbten Gefäße hinweisen, die entweder einen reizvollen Wechsel von durchsichtigem Goldgelb zu getrübtetem Schwefelgelb durch mannigfachen Musterschiff noch erhöhen oder den gelben Grund mit milchweißen Aern durchziehen und so die einfache Färbung zum koloristischen Gegenatz steigern. Durch gefällighandliche Form eignen sich diese Becher, Kannen und Schalen sehr wohl zum Gebrauch, während ihr farbiges Gewand gleichzeitig dem Slogungswort des Tages Rechnung trägt.

Allerlei.

Tätowirte Engländer. Tätowirungen werden in Deutschland und in Frankreich nicht gern gesehen; das Tätowiren ist in diesen Ländern eine Mode, die nur bei gewöhnlichen Leuten vorkommt. Ein Mann von Welt würde um Nimbus und Prestige kommen, wenn er in vornehmen Seehädem mit symbolischen Figuren und mit Liebesdevisen geschmückte Körperteile zur Schau tragen würde, und unsere Maler . . . auf Menschenhaut haben daher nur selten Gelegenheit, eine distinguirte Epidermis zu bemalen. Nicht so in England, wo Leute der besten Gesellschaft, Offiziere, Lords, ja selbst vornehme Damen, sich nicht scheuen, ihre Arme, Beine und ihre Brust geschickten Tätowirern anzuvertrauen, wo man einen Sutherland Macdonald kennt, dessen Ruf außerordentlich und wohlverdient ist, und dessen Geschicklichkeit mit den Japanern wettersert, die bis jetzt als Meister der Tätowirkunst galten. Als unnachahmliche Wunder werden die Spinnen, Eidechsen und andere Thiere geschildert, mit denen der Tätowirer Ghyo in Yokohama die Haut seiner Landsleute schmückt. Macdonald hat aber noch wunderbarere Werke geschaffen. Ein Offizier ist in London berühmt wegen eines Aderskämpfes, den er auf der Brust trägt, ein anderer wegen der Riesenschlange, die sich um seinen Brustkasten schlingt, und mit höchster Bewunderung sieht man von den unzerreißbaren dunkelblauen Stümpfen, die Macdonald einigen professionellen Schönheiten angefertigt hat. Die bedeutendsten Tätowirer leben jedoch in Amerika: die Brüder Kildin, die besonders für Leute arbeiten, deren Geschäft es ist, sich öffentlich zu zeigen. Ihr Meisterwerk sind die Fresken, die das weitberühmte Ehepaar Frank von Burgh auf Jahrmärkten, Messen u. s. w. zur Schau stellt. Mann und Frau sind vollständig mit dekorativen Malereien „belleidet“, so daß sie, wenn es ihnen plötzlich einfiel, im Adams- bezw. Coalostium spazieren zu gehen, mehr Reugierde als Standal erregen würden. Herr v. Burgh hat u. A. auf seiner Brust einen Drachen, einen Wald und das Bildniß seiner Frau — in ganzer Figur mit ihrer Namensunterchrift und ihrer Devise: „Forget me not“. Noch reicher geschmückt ist Frau von Burgh: auf ihren Schultern prangt das „Abendmahl“ von Leonardo, und man behauptet, daß der Tätowirer die Gestalten der Apostel wunderbar herausgearbeitet hat.

Welche Temperatur kann der Mensch ertragen? Lange Zeit hindurch war man sich selbst in wissenschaftlichen Kreisen über die Widerstandsfähigkeit des Menschen gegen hohe Temperaturen nicht klar; ja, noch im 17. Jahrhundert glaubte man, in einer Umgebung, deren Wärme die des Körpers übertraf, nicht leben zu können. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ging man der Frage experimentell auf den Grund und war von den Resultaten nicht wenig überrascht. Man begann nämlich mit Versuchen an Thieren und fand, daß ein junges Huhn ohne Schaden die anfängliche Temperatur von 64° R. aushielt, ein Kaninchen sich sogar eine halbe Stunde lang bei 96° am Leben erhalten ließ. Nun entschloß man

sich auch zu Experimenten am Menschen, und es war Fordyce, welcher zuerst an seinem eigenen Körper nachwies, daß nach einem halbtägigen Aufenthalte in feuchter Luft von 40—43° R. ein unter die Zunge gehaltenes Thermometer noch normale Körpertemperatur anzeige. In trockener Luft konnten sogar Temperaturen bis 80° eine Zeit hindurch ertragen werden, ohne daß das Thermometer unter der Zunge seinen Stand veränderte. Uebrigens lehrt schon die Erfahrung der Tropenbewohner, daß man bei höherer als Körpertemperatur jahraus, jahrein existiren kann. So zeigt beispielsweise in Wien das Thermometer sehr häufig stundenlang 40—43° R., oft sogar 44° und mehr. Man braucht indessen, um diese Erfahrungen zu machen, gar nicht so zu weit gehen; in jedem sogenannten „römischen“, „russischen“, „türkischen“ oder „türkischen“ Bade setzt sich der Kulturmenschen einer eben solchen Wärme aus, und wenn es Vergnügen macht, der kann sich durch ein unter die Zunge gehaltenes Thermometer überzeugen, daß sich die Körpertemperatur dabei nicht erhöht. Für diese letztere Ercheinung fanden die Gelehrten lange Zeit keine Erklärung, bis der berühmte Benjamin Franklin zeigte, daß sie mit der Verdunstung der Schweißabsonderung zusammenhängt. In einem Briefe an Dr. Lünning, einem bekannten, amerikanischen Philosophen, führt Franklin als Beweis seiner Theorie das Beispiel der Getreidearbeiter in Pennsylvanien an, welche täglich unter einer glühenden Sonne thätig sind und sich dabei wohl befinden, aber sofort zusammenbrechen, sobald die Schweißabsonderung aus irgend einem Grunde unterdrückt ist.

Schlaf, Mädchen schlaf! Die Amerikanerinnen haben sich wieder einen neuen Erwerbszweig herausgesucht — nämlich den, Kinder in den Schlaf zu bringen. Eine gewisse Anzahl Schülterinnen, deren sanftes Organ sich vorzüglich zu diesem Zwecke eignet, erhalten in den Gesangschulen und Konseratorien dazu besonderen Unterricht. Die Damen, die ihre Dienste in Anspruch zu nehmen wünschen, mietthen die jungen Sängertinnen, und diese müssen täglich oder vielmehr abends zu einer bestimmten Zeit die Kinder besuchen. Wenn dann die Schlafenszeit der Kleinen herantückt, wiegen sie sie durch geeignete Schlummerlieder ein. Dieser erit seit kurzem entstandene Berufszweig findet überall die größte Anerkennung, besonders bei den Müttern und Kinderfrauen, denn nur sie wissen, welche mühsame Arbeit es ist, die Babies einzuschlafen, wenn sie keine Lust zum Schlafen haben.

Wie die Ohringe entstanden, erzählt ein arabisches Märchen. Danach hatte Abraham viel damit zu thun, die Eifersucht der Sara gegen Hagar zu beruhigen. In ihrer Wuth schwur Sara einst, sie wolle nicht eher ruhen, als bis sie ihre Hände in Hagars Blut getaucht hätte. Da durchbohrte Abraham der Hagar die Ohren, damit sie ein wenig Blut verlor, in welches die zornige Sara ihre Hände tauchen konnte. Als Ersatz für den Schmerz steckte er ihr einen schönen Ring ins Ohr, und davon soll die Sitte, Ohringe zu tragen, herrühren.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das Deutsche Jägerbuch.** Von C. W. Alers und Ludwig Ganghofer. (Stuttgart, Verlag der Union, Deutsche Verlags-gesellschaft. Preis 2 Mk.) Die jetzt vorliegenden Bände 7 und 8 zeigen, daß, je weiter das Werk fortgeschritten, der Reiz der Schilderung sich steigert und Text und Illustrationen unser Interesse immer mehr in Anspruch nehmen. Die gewaltigsten Jagdgründe sind es, in die Autor wie Maler uns führen: das Hochgebirge mit seinen weglassen Hängen und stolz ragenden Gipfeln. Die „Aderjagd“ wird zum Abschluß gebracht und das Kapitel „Hohe Jagd in den Bergen“ erledigt, um dann nach einem charakteristischen Motive aus dem Jägeraberglauben die Schilderung der „Wische auf den Feisthirsch“ zu beginnen. Vortrefflich sind die Zeichnungen zu diesen Kapiteln; das prächtige Hochgebirgsrevier des Prinzregenten von Bayern im bayerischen Allgäu hat die Motive zu den fesselnden Landschaftsbildern und interessanten Jagertypen geboten, die sich in überreicher Fülle hier vorfinden. Wendet sich das Buch in erster Linie auch an den Jäger, so wird doch auch sein Naturfreund achlos an diesen trefflichen Schilderungen unserer Bergwelt vorübergehen.

— **Photographisches Zentralblatt.** Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Herausgeber Prof. Schmidt, Medaltour F. Mathies-Majuren. Es liegt uns das neueste Heft dieser Zeitschrift, die sich die Pflege der künstlerischen Photographie zur Aufgabe gemacht hat, vor, und daß sie diese erit nimmt, sehen wir daran, was sie heute bietet; es ist klar, daß die künstlerische Photographie am ehesten dort zu suchen ist, wo eben Kunst getrieben wird — bei unseren schaffenden Künstlern, und es ist ebenjo begrüßens-wert, daß das Zentralblatt als erste unter den deutschen Schriften diesen Weg zu begehen anfängt. Das vorliegende Heft ist den kunstphotographischen Beitreibungen des Kgl. Akademierprofessors Paul Hoyer gewidmet. Was wir hier sehen, sind keine gestellten Posen maskirter Leute, es ist Leben und Wahrheit in bester Form. Das Heft enthält 5 Vollblätter und eine große Zahl Illustrationen. Wir können unsern Lesern das „Photographische Zentralblatt“ als erste kunstphotographische Zeitschrift bestens empfehlen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Ebelnsleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Extra-Ausgabe Halle'sche Zeitung.



Freitag, den 24. Juni 1898.

Resultate der Stichwahl in Halle am 24. Juni 1898.

Lfd. Nr.	Wahl-Lokal	Zugend	Bei der Wahl a. 16. Juni		Unzulässige Stimmen	Lfd. Nr.	Wahl-Lokal	Zugend	Bei der Wahl a. 16. Juni		Unzulässige Stimmen		
			Kunert	Bei der Wahl a. 16. Juni					Kunert	Bei der Wahl a. 16. Juni			
1	Hotel zum Kronprinz	165	60	328	3	18	Kohl's Restaurant	351	180	174	141	9	
2	Restauration Dresdener Bierhalle	312	121	214	184	4	19	Stadtschützenhaus	267	94	209	180	9
3	Hotel zum Ring	241	120	203	171	5	20	Werkfain's Restaur. z. lezt. Dreier	204	90	657	624	3
4	Restauration zum Reichskanzler	253	66	269	236	11	21	Hotel Europa	449	192	327	289	15
5	Weber's Central-Hotel	113	45	248	215	3	22	Freyberg's Garten	311	177	235	206	13
6	Freyberg-Bräu	206	76	276	259	7	23	Käppel's Hotel	318	171	179	157	8
7	Gasthof zur Tanne	362	153	334	306	14	24	Rehob's Restaurant	349	136	289	250	8
8	Restauration zum Paradies	148	36	371	339	5	25	Gasthof zum schwarzen Adler	401	195	163	155	6
9	Deumer's Restauration	141	35	384	342	5	26	Restaurant zum Rosenthal	214	90	323	291	3
10	Gasthof zur goldenen Rose	236	63	318	300	8	27	Konzerthaus	405	224	273	234	5
11	Grand Restaurant, Zwingerstraße	278	100	294	257	17	28	Weißbier-Salon	173	74	147	129	1
12	Glauchaisches Schützenhaus	172	125	567	545	8	29	Altienbrauerei	244	117	305	281	5
13	Bode's Restaurant	113	26	452	425	—	30	Baltzer's Restaurant	344	165	377	326	8
14	Restaurant Schweizerhaus	125	48	524	498	7	31	Kaiserhof	266	149	227	205	2
15	Restaurant Pfeifer's Berg	174	82	451	418	10	32	Hotel Merkur	330	220	169	151	10
16	Kreffe's Restaurant	233	104	523	471	17	33	Boigt's Restaurant	269	162	168	152	6
17	Restaurant Thomashalle	309	128	392	357	13	34	Restaurant Barbarossa	238	112	328	293	3
Summa:								8714	10697	251			

Gesamtzahl der Stimmen aus der Stadt:
Zugend 8714. Kunert 10697. Ungültige Stimmen 251.

Resultate der Stichwahl im Saalkreise am 24. Juni 1898.

Lfd. Nr.	Wahl-Lokal	Zugend	Bei der Wahl a. 16. Juni		Unzulässige Stimmen	Lfd. Nr.	Wahl-Lokal	Zugend	Bei der Wahl a. 16. Juni		Unzulässige Stimmen		
			Kunert	Bei der Wahl a. 16. Juni					Kunert	Bei der Wahl a. 16. Juni			
1	Trebitz mit Mödewitz	104	92	14	9	2	42	Kroitzig u. Rittergut Kroitzig	53	49	29	32	—
2	Beesenalbingen und Domäne Beesen	119	111	89	82	—	43	Merbitz u. Ritterg. Merbitz	49	52	11	7	4
3	Popitz	25	26	2	1	3	44	Rauendorf	72	63	45	35	5
4	Mucra	33	25	27	22	—	45	Brieher	11	11	19	18	—
5	Beesebau	53	14	59	55	—	46	Petersberg und Fröznitz	44	36	33	34	—
6	Custena	37	32	5	7	—	47	Wesewitz mit Dachritz und Merkwitz	40	38	34	33	1
7	Unterpeßen	47	36	48	45	—	48	Nehlig	43	23	34	35	—
8	Lebendorf	56	47	70	65	—	49	Brachsieb und Rittergut Brachsieb	76	36	76	55	4
9	Wesitz	32	31	47	42	—	50	Hohen und Wurz	25	13	8	11	1
10	Trebitz bei Gonnern	26	23	48	38	—	51	Dypin	26	15	25	22	—
11	Röbnitz a. L.	48	52	14	8	1	52	Dypin-Freiheit u. Franitz	34	21	43	38	1
12	Solbitz	29	15	12	11	—	53	Harsdorf und Zwennden	46	38	38	37	—
13	Garfena	21	23	13	5	—	54	Obermaschwitz und Untermaschwitz	32	25	3	2	—
14	Sieglitz und Dalena	59	55	14	11	2	55	Torna	23	25	13	12	1
15	Schleifau	66	60	10	8	—	56	Möglitz	33	27	30	27	1
16	Dommitz	73	75	19	12	—	57	Eismannsdorf	41	34	9	10	2
17	Dornitz	36	31	—	3	—	58	Niemberg und Rittergut Niemberg	96	34	29	21	9
18	Rothenburg und Domäne Rothenburg	181	158	48	39	3	59	Dammendorf und Rittergut Dammendorf	75	78	7	3	—
19	Dobitz	52	44	9	6	1	60	Schwarz	57	55	19	9	5
20	Döfel	60	59	7	6	4	61	Spidendorf	43	47	15	7	1
21	Neuz	57	55	19	15	3	62	Hohenturm mit Rittergut Hohenturm u. Rosenfeld	105	85	47	24	4
22	Deuffleben	32	33	3	1	—	63	Höfnitz	30	19	4	3	—
23	Reutenitz und Mischeln	61	56	12	5	1	64	Rabatz	25	14	20	16	—
24	Kirchdölan	42	41	—	1	—	65	Reifen	48	37	28	24	—
25	Mitteldölan	24	23	2	3	—	66	Böberitz und Stadelndorf	36	34	28	20	—
26	Hohendölan	47	46	1	1	1	67	Brachschwitz	28	20	5	6	2
27	Brachwitz und Domäne Brachwitz	52	46	63	57	1	68	Diemitz	93	57	149	141	—
28	Friedrichsberg	14	11	42	40	3	69	Gutenberg und Rittergut Gutenberg	61	45	104	96	2
29	Döblitz	55	31	10	16	—	70	Seeben	24	13	101	100	3
30	Gimritz b. R. m. Raunitz und Görbitz	72	80	15	9	—	71	Gröllwitz	153	90	362	348	4
31	Weidersee	34	34	5	3	—	72	Gimritz bei Halle	17	11	7	6	—
32	Möberau	33	33	11	6	—	73	Schiepzig	41	25	71	68	—
33	Morf	70	61	69	61	2	74	Leitlin und Domäne Leitlin	75	44	199	175	—
34	Schlitz und Trebitz a. P.	49	43	23	16	2	75	Dölan	75	50	209	194	—
35	Ballwitz	56	26	20	23	1	76	Rieslau	34	24	77	76	—
36	Leinburg u. Röbnitz a. G.	27	25	32	30	—	77	Fscherben	71	64	119	99	—
37	Teicha	38	24	65	6	1	78	Schönnewitz	46	21	64	62	1
38	Groitzsch	29	27	22	20	—	79	Burg b. R. u. Capellenende	18	14	59	51	—
39	Sennewitz	56	23	40	52	—							
40	Miesau	35	25	37	36	—							
41	Kaltenmarz	60	57	18	19	—							

Gesamtzahl der Stimmen aus Halle und dem Saalkreise:
Zugend 15825. Kunert 19263. Ungültige Stimmen 495.

Somit gewählt Kunert mit 3428 Stimmen Mehrheit.

Druck und Verlag von Otto Ziehe (Halle'sche Zeitung), Halle a. S.